Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 583. **Sonnabend** den 30. November 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. November.

Das von dem Breslauer Landgericht gegen **Liebknecht** wegen **Majestätsbeleidigung** ergangene verurtheilende Erkenntniß liegt nunmehr in schriftlicher Ausfertigung vor. Es bestätigt in allen wesentlichen Puncten die Annahme, daß die nach der Verhandlung von socialdemokratischer Seite verbreiteten Berichte, die sich auch bürgerliche Blätter als Grundlage für eine Preßcampagne zu Gunsten des Herrn Liebknecht genügen ließen, auf objectiver und subjectiver Unwahrheit beruhten. Im „Vorwärts" hatte es geheißen: „Das Gericht trat in allen Puncten den Ausführungen Liebknecht's bei", und diese zusammenfassende Behauptung war sodann durch Lügen specialisirt worden, die selbst in der socialdemokratischen Presse in so dreister Weise nur selten vorgetragen werden. Das Gericht sollte ausgesprochen haben, Liebknecht habe „seine Worte so vorsichtig gewählt, um jeden Verdacht der Majestätsbeleidigung zu vermeiden". Im Erkenntniß heißt es: „Wenn er (Liebknecht) auch bestrebt gewesen sein mag, seine Worte so zu wählen, daß eine Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung ausgeschlossen erschien, so hat er doch bei den Hörern seiner Rede den Eindruck hervorrufen wollen, und hat ihn thatsächlich hervorgerufen, daß er sich gegen die der Parteileitung feindliche Kundgebung des deutschen Kaisers wende". Das Gericht hat also nur von dem Bestreben, die gerichtliche Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung zu vermeiden, gesprochen. In der Form, der Liebknecht sich bediente, hat das Gericht eine „schwere Beleidigung" des Kaisers gefunden, wie es auch nicht im Zweifel darüber gewesen ist, daß Liebknecht sich des „ehrenkränkenden Charakters seiner Aeußerung bewußt war." Das Gericht war weit davon entfernt, die Absicht der Beleidigung als nicht vorhanden anzunehmen, es hatte vielmehr die Ueberzeugung, daß Liebknecht damit einverstanden war, wenn seine Hörer glaubten, die ehrenkränkenden Worte seien auf den Kaiser gemünzt. Es hat überdies angenommen, daß nicht nur die socialdemokratischen Zuhörer Liebknecht, sondern auch politisch unbefangene Hörer hätten glauben müssen, der Kaiser sei gemeint. Wenn im „Vorwärts" berichtet wurde, es sei ausgesprochen worden, Liebknecht habe nicht beleidigen wollen, „aber er hätte sich sagen müssen, daß unter seiner Zuhörerschaft sich Leute befänden, die dennoch annehmen würden, er wolle mit seinen Worten den Kaiser treffen", so ist auch das natürlich falsch. Das Gericht war im Gegentheil der Meinung, daß die Beziehung der beleidigenden Worte auf den Kaiser von dem Vorsatze des Angeklagten nicht ausgeschlossen war. Das Erkenntniß, das angeblich die Rechtssicherheit in Frage stellen sollte, verräth an seiner Stelle eine ungewöhnliche, mit der herrschenden Rechtsauffassung und der Spruchpraxis der Gerichte unvereinbare Auffassung. Das Stärkste, was der „Vorwärts" leistete, war die Behauptung, das Urtheil spräche sich dahin aus, „das Strafmaß müsse in Anerkennung der Absicht Liebknecht's, jede Majestätsbeleidigung auszuschließen, auf nur vier Monate lauten." Auch für diese Ungeheuerlichkeit hatte das Blatt Gläubige außerhalb seiner Partei gefunden. Bei der Erwägung der Strafbemessungsgründe hat das Erkenntniß die Schuldfrage natürlich erledigt. Als strafmildernd nimmt es folgende Umstände an: „das hohe Alter des Angeklagten, daß seine Auslassungen die Antwort enthalten auf die Kundgebung des deutschen Kaisers, endlich, daß der Angeklagte eine Reihe von Zugeständnissen über Umstände gemacht hat, die im Bestreitensfalle schwer nachweislich gewesen wären." Hätten die bürgerlichen Kritiker des Urtheils den Wortlaut desselben abgewartet, so wären ihre Urtheile sicherlich ganz anders ausgefallen, als sie infolge der Anlehnung an den „Vorwärts" ausgefallen sind. Jetzt mögen nun jene Kritiker nicht eingestehen, daß sie in leichtfertiger Weise sich haben beeinflussen lassen, und suchen ihre abfälligen Bemerkungen trotz des Wortlautes des Urtheils wohl oder übel aufrecht zu erhalten. Einen solchen Erfolg seiner dringenden Mahnungen an die schwer bedrohte bürgerliche Gesellschaft hat der Kaiser sicherlich nicht befürchten zu müssen geglaubt.

Je näher der Tag des Wiederzusammentrittes des Reichstags kommt, um so mehr ereifert sich die ultramontane Presse darüber, daß der Bundesrath noch immer keine Antwort auf den Reichstagsbeschluß über die Aufhebung des **Jesuitengesetzes** gefunden hat. Das Centrum möchte aus der Antwort entnehmen, was es dem deutschen Volke und den verbündeten Regierungen weiter bieten darf. Eben deshalb wünscht man auch von anderer Seite eine baldige Antwort und findet es unbegreiflich, daß der Bundesrath mit einer Ablehnung des socialdemokratisch-polnisch-ultramontanen Mehrheitsbeschlusses zögert. Der „Hann. Cour." sucht daher dem Bundesrathe den Beschluß zu erleichtern, indem er ihm einige Stellen aus Schriften der jetzt lebenden deutschen Jesuiten unterbreitet, die ihre Ansichten über den confessionellen Frieden enthalten. Unter dem Titel „Katholische Flugschriften zur Lehr und Wehr" geben die deutschen Jesuiten der Gegenwart seit einer Reihe von Jahren kleine Broschüren heraus, die in Berlin im Verlage der „Germania" erscheinen. Die meisten dieser „Flugschriften" (Fluchschriften wäre richtiger) sind, entsprechend der jesuitischen Kampfweise, anonym oder pseudonym, nur wenige tragen den wahren Namen ihrer Verfasser. Diese sind die Jesuiten: Pesch (Tilmann und Heinrich), Reichmann, v. Hammerstein, Kreiten, Drewes u. A. Schon das Titelbild zeigt, weß Geistes Kinder diese „Volksschriften" (das Stück à 10 ₰) sind und was sie zur Wahrung des confessionellen Friedens beitragen: Sturmblasende Engel durchfliegen die Luft, unten windet sich ein greulicher Drache, wohl der Protestantismus. In dieser „künstlerischen" Umrahmung stehen dann die Titel: „Luther und die Ehe", „Die Segnungen der Reformation", „Ignatius und Luther", „Die Priesterkirche zu Speier", „Gemischte Ehen", „Was verdankt Kunst und Wissenschaft dem Protestantismus", „Katholische und protestantische Sittlichkeit", „Das reine Evangelium der Reformation" u. s. w. u. s. w. — Wir lassen jetzt einige Stichproben folgen, die für sich selbst sprechen:

„Luther versteht in der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen", alle Gebote Gottes und alle Sittengesetze zu entkräften und außer Cours zu setzen. . . . Mit diesem vollen Bewußtsein, daß die Aufhebung des Gesetzes, welche er predigte, nichts Anderes sei, als Aufhebung und Umsturz des weltlichen Regiments sowohl als der Religion oder, was dasselbe ist, vollständige Anarchie und Aufhebung aller Ordnung, der politischen sowohl als der religiös-sittlichen, fuhr Luther fort, jene Aufhebung und jenen Umsturz zu predigen und das Alles dem Moses selbst und den Propheten und besonders auch dem heiligen Paulus zu unterschieben."

Und weiter:

„Den Protestantismus müßt ihr von ganzem Herzen hassen, verabscheut ihn wie das größte Uebel; für diesen müßt ihr ebenso viel Haß haben, als ihr Liebe besitzen müßt für euren katholischen Glauben. Solcher Art waren die Häupter des Protestantismus, Menschen, welche nach dem Ausspruch eines Protestanten sämmtlich des Strickes würdig waren." (Katholische und protestantische Duldsamkeit, S. 23, 30.)

„Das Werk der Reformation erweist sich im Laufe der Zeit als das Gegentheil von dem, was es nach den Erklärungen seiner Urheber und Anhänger sein sollte, insbesondere in Bezug auf Kunst und Wissenschaft. Universitäten und Schulen verkümmerten oder gingen ganz zu Grunde und die herrlichsten Denkmäler der Kunst wurden in wilder Barbarei zerstört und vernichtet. Der Sinn für die christliche Kunst erlosch. Was Feuer und Schwert in den langjährigen Kriegen verschonte, ging durch Fanatismus, Mutwillen und Unwissenheit verloren, wurde an Juden und andere Trödler verschleudert oder in der Rumpelkammer als werthlose Waare aufbewahrt. Möchte endlich einmal die Zeit kommen, in der man das Volk nicht mehr mit den Vorurtheilen gegen Alles, was katholisch ist, überwindet; dann wird man vielleicht auch die Wahrheit des Spruches anerkennen: „Tiefeformation ging auf; die Kunst ging unter!"" (Was verdankt in Bayern Kunst und Wissenschaft dem Protestantismus? S. 5, 52.)

Was tönt uns aus diesen Stellen, die sich beliebig vermehren ließen, entgegen? Der Haß und die Verachtung des Protestantismus. Darin sind die Jesuiten sich gleich geblieben. 16. oder 19. Jahrhundert, gleichviel, stets lautet die Parole: Ecrasez l'infâme! Dieser Wutbausbruch des welschen Cynikers gegen die katholische Kirche war gegen evangelischen Glauben schon längst vorher im Jesuitenorden zur That und Wahrheit geworden und ist es bis heute geblieben. Das wird angesichts der vorstehenden Citate Niemand leugnen können, und so gebietet die Wahrung des confessionellen Friedens gebieterisch, den fremden Jesuiten die Rückkehr ins deutsche Reich nicht zu gestatten. Wer von sich selbst rühmt, daß er ein Kampfordon gegen die evangelische Kirche ist, der gehört nicht in ein Land, dessen Bewohner der Mehrzahl nach evangelisch sind.

Auf seinem Gute Ellischau in Mähren ist, wie gemeldet wurde, gestern **Graf Taaffe** nach langer und schwerer Krankheit gestorben. Mit ihm ist ein Staatsmann Oesterreichs aus dem Leben geschieden, der mit seinem Namen und Wirken einer Aera den Stempel aufgedrückt hat, in der die innere Zersetzung Oesterreichs rapide Fortschritte gemacht hat. An seinem eifrigen Willen ist gewiß nicht zu zweifeln, um so mehr aber an seiner staatsmännischen Begabung und seiner ernsten Festigkeit. Er wollte versöhnen, und die Wirkung war eine Zerfahrenheit und Entzweiung, wie sie nie zuvor bestanden hatte. Er schied, als er sich von der Unmöglichkeit überzeugen mußte, verschiedene einander feindselige Parteien unter einen Hut zu bringen: nämlich Deutsche, Czechen, Polen, Liberale und die drei Gruppen der Conservativen. Unter den Letzteren befand sich der Feudaladel, der das böhmische Staatsrecht, die Klerikalen, welche die confessionelle Schule, und die Slowenen, die ein eigenes Slowenien anstrebten. Für Oesterreich bedeutete Jahrzehnte hindurch der Name Taaffe ein Regierungssystem, und der Liberalismus hat diesem System bis zum Rücktritte seines Repräsentanten offene und ehrliche Opposition gemacht. Als das Coalitionsministerium Windischgrätz an der Wahlreform gescheitert war, tauchte vorübergehend die Nachricht auf, Kaiser Franz Josef habe dem Grafen Taaffe wieder die Bildung eines Cabinets übertragen wollen, doch war in Wirklichkeit die Zeit jenes Systems vorüber. Der durch körperliche Leiden wirklich arbeitsmüde gewordene Staatsmann hat keinen Augenblick daran gedacht, wieder die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Auch die Gnade seines Monarchen konnte ihn nicht darüber täuschen, daß er vergessen war. Die Deutschen Oesterreichs werden Taaffe keine Thräne nachweinen; denn für diese bedeutet die Aera Taaffe eine Zeit nationaler und politischer Bedrängniß. Allein gerade für die Deutschen mag sich in diese schmerzliche Erinnerung ein trostreicher Gedanke mischen: dem Geiste gleich, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, hat Graf Taaffe die Deutschen in Oesterreich zu lebendigem Nationalbewußtsein aufgerüttelt, sie daran erinnert, daß die ersten Pflichten jedes Volkes sich selbst gelten, sie davor bewahrt, aus allzu selbstloser Hingabe an den Staat Oesterreich sich selbst zu verlieren.

Die Erklärung **Crispi's und Baron Blanc's** in der **italienischen Deputirtenkammer bezüglich der Orientpolitik Italiens** haben zu einem vollen parlamentarischen Erfolge für beide Minister geführt. Namentlich war Crispi der Held des Tages. Es könnte auffällig erscheinen, daß Crispi sich mit besonderem Nachdruck gegen die Unterstellung verwahrte, als sei Italien im Orient anderen als den eigenen Interessen dienstbar, wenn man nicht wüßte, daß diese Unterstellung mit zu dem Verdächtigungssystem gehört, dessen sich die grundsätzliche Opposition, wahrscheinlich ihren Pariser Freunden zu Liebe, gegen den leitenden italienischen Staatsmann bedient, indem sie sich bemüht, den Glauben zu erwecken, als lasse sich Italien für die Zwecke Englands mißbrauchen. Diesen Verdächtigungen gegenüber hob Crispi hervor, daß, wenn es zum Aeußersten, d. h. zu einer den Bestand der Türkei gefährdenden Action kommen sollte, Italien lediglich seinen Vortheil im Auge haben und verfolgen werde. Wenig Vertrauen zeigte Baron Blanc in den ehrlichen Willen der ottomanischen Regierungskreise. Europa hat seine Stellung genommen, die Pforte die ihrige noch nicht, wenigstens erscheint die dilatorische Behandlung der Forderung wegen der Einfahrt zweiter Stationsschiffe zur Verfügung der großmächtlichen Vertreter in Konstantinopel ganz danach angethan, Zweifel zu erwecken, ob es den türkischen Politikern überhaupt mit ihrem Eingehen auf die Vorschläge der Mächte Ernst sei. Italien denkt zwar nicht daran, sich von der gemeinsamen Action zu trennen, erblickt aber, wie man nach den Erklärungen vom Ministertisch beinahe annehmen muß, in fortgesetzter Halsstarrigkeit der Türkei eine Gefahr für die Einigkeit der Mächte unter sich, jedenfalls rechnet Crispi mit der Möglichkeit, daß die Dinge sich auch noch anders entwickeln könnten, als dies im Plane der jetzigen Collectivaction gelegen sein würde. Die Hauptsache ist und bleibt auch nach den Darlegungen der Minister Crispi und Blanc, daß die Türkei guten Rath annimmt und in entsprechende Handlungen umsetzt. Zu diesem Behufe ist es nothwendig, daß die Pforte stets im besten Einvernehmen mit den großmächtlichen Vertretern bleibt und selbst den Schein vermeidet, als stände sie auf einem grundsätzlich abweichenden Standpuncte. In der Behandlung der Forderung, betreffend die zweiten Stationsschiffe, ist nun aber die Pforte in Wahrung des äußeren Scheins nicht sehr glücklich gewesen, und damit hängt es wohl auch zusammen, wenn die Beruhigung der Leidenschaften in letzter Zeit keine rechten Fortschritte aufweist. Um so weniger darf Europa in seiner moralischen Pression auf die Konstantinopeler Regierungskreise nachlassen, in dieser Erkenntniß stimmt Crispi mit den übrigen Staatsmännern Europas völlig überein.

In einem englischen Blatte wurde bekanntlich der Plan einer **Auftheilung der Türkei** kürzlich von dem Parlamentsmitglied F. S. Stevenson mit ernster Miene, aber mit dem Erfolg, nicht ernst genommen zu werden, erörtert.

Danach sollte Oesterreich das westliche Kleinasien bekommen, aber nicht ganz, sondern Smyrna mit seiner Umgebung wird herausgeschält und fällt an Griechenland. Ost-Kleinasien fällt an Rußland, mit Ausnahme jedoch der Gebiete des alten Königreiches Cilicien, aus welchem ein unabhängiges Fürstenthum Armenien mit Ruder Pascha als Regenten errichtet würde. Frankreich bekommt Syrien, Italien Tripolis, England Egypten und Arabien. Konstantinopel mit seiner Umgebung wird eine freie Stadt unter der Verwaltung von sieben Commissaren, die von den Großmächten und der — Schweiz ernannt werden. Bulgarien erhält den größeren

---

Feuilleton.

Der Kampf ums Dasein.

27] Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich bin eine ganze Stunde fortgewesen, liebes Herz. Beefsteaks macht man möglichst kurze Zeit vor dem Anrichten. Bei diesen hier hat es am Fleisch gelegen — da, sieh, solch eine starke Sehne hat nur ein altes Thier. Lieber Gott, das kann doch vorkommen, daß man sich mal täuscht beim Einkauf."

Maria-Margarethe wurde dunkelroth. Der Vater sah auf seinen Teller, und Helmuth warf seiner Frau einen ganz ärgerlichen Blick zu.

Warum nur diese Zurechtweisung? dachte er. Sie kennt doch meiner Schwester schwache Seite!

Daß sie unter seiner Schwester schwachen Seiten schon den ganzen Morgen gelitten hatte, konnte er nicht wissen.

Er rauchte nach Tisch wieder eine Cigarre mit seinem Vater. Jakoba aber schützte Kopfschmerzen vor und legte sich in ihrem Zimmer aufs Sopha.

Ehe Helmuth ging, was sehr bald nach dem Essen geschah, kam er noch rasch zu seiner Frau, küßte sie zärtlich, hatte aber keinen Augenblick Zeit, sich mit ihr auszusprechen.

Die Kaffeestunde um vier Uhr verlief ziemlich still. Maria-Margarethe hatte rothe Augen und Jakoba ließ ihren Kaffee einfach stehen. Sie konnte ihn nicht herunterwürgen und mußte auf dringende und etwas spitz werdende Fragen ihrer Schwägerin gestehen, daß sie den Natrongeschmack etwas zu stark in dem Kaffee fände und ihr Magen die Annahme sehr energisch verweigern würde.

Maria-Margarethe zuckte nur die Schultern.

Der Vater rauchte schweigend.

Als Jakoba in ihr Zimmer gegangen war, pochte es und der Oberst trat ein.

Jakoba hatte unthätig am Fenster gesessen. Sie sprang verlegen auf.

„Gestattest Du, daß man hier raucht, mein Töchterchen?"

„Aber gewiß, lieber Vater!"

Der Oberst ging mit der Pfeife einige Male auf und ab.

„Würdest Du mich nicht ein Ständchen begleiten. Ich habe einen kleinen Spaziergang vor?"

„Herzlich gern!"

In diesem Augenblick ging die Thür auf.

Maria-Margarethe erschien mit einem Brett, auf dem ein Kännchen, eine Tasse, ein Sahnentopf standen, nebst einem Tellerchen mit Sträußelkuchen.

„Daß Du den ersten Tag hier gleich hungern und dursten sollst, Jakoba, das möchte ich doch nicht gern. Ich habe Dir anderen Kaffee gemacht. Ganz ohne Natron."

Gerührt umarmte Jakoba ihre Schwägerin und konnte es sich nicht versagen, ihr zuzuflüstern: „Ich kann es wohl begreifen, daß ein gewisser Herr so gar entzückt von dem echt weiblichen Wesen meiner kleinen Schwägerin ist."

Ueberrascht sah Maria-Margarethe auf.

„Von mir entzückt!?" fragte sie mit einem so echten Ton ungläubigen Erstaunens, daß Jakoba ihr ganzes großmüthiges Herz aufgehen fühlte.

„Ja, ja. Aber mehr darf ich nicht sagen. Ich weiß noch mehr."

„O — Jakoba — Du spottest!"

„Nein, nein. Du darfst stolz sein. Der ist nicht so leicht entzückt."

„Ach, jetzt weiß ich, wen Du meinst!" sagte Maria-Margarethe erröthend.

„Als wenn Du es nicht gleich gewußt hättest!"

„Nein, da mußt Du Dich aber irren."

„Irrthum ganz ausgeschlossen."

Maria-Margarethe machte sich ganz verlegen mit dem Kaffeegeschirr zu thun und Jakoba sah, wie wohl sie dem armen Herzen gethan hatte.

Der Oberst stand während dessen am Fenster und betrachtete mit Interesse die umliegenden Küchenfenster.

„Nun — dann kann ich ja wieder an meine Schreiberei gehen", sagte er jetzt vergnügt, „in Wahrheit hatte ich nämlich nur die Absicht, Dich bei Gelegenheit des Spazierganges in eine Conditorei zu führen. Da ist mir nun Maria-Margarethe zuvorgekommen. Gefällt mir sehr."

„Hole Dir doch auch eine Tasse", bat Jakoba ihre Schwägerin.

„Ach nein, danke. Es reicht nur für Dich. Und ich trinke den Kaffee auch lieber mit Natron.

Sie eilte hinaus, denn sie hatte noch einen Marktgang zu machen, wie sie sagte, um das schlechte Mittagsessen wieder einzubringen.

„Ich wollte Dir übrigens eine Frage vorlegen oder einen Vorschlag machen, Töchterchen", hob der Oberst von Neuem an. „Du wirst das nicht mißverstehen und nicht etwa denken, daß ich Dich verbannen will in dies etwas merkwürdige Gartenzimmer — ich denke aber nur, Du genirst Dich vielleicht, da einen directen Wunsch auszusprechen. Möchtest Du nicht lieber Deinen Schreibtisch hierher haben? Arbeiten kann man überall, wo es nur ruhig und ungestört ist."

Jakoba athmete erleichtert auf. Innig froh nahm sie den Vorschlag an.

Als Helmuth am Abend nach Hause kam, fand er zu seiner innigen Freude seine Frau fleißig schreibend in ihrem Zimmer, wo der Schreibtisch vor den Fenstern stand. Der Apoll auf einer Console, die der Vater aus seinem Zimmer gegeben hatte, prangte in weißleuchtender Schönheit darüber. Rosiges Licht lag im Gemach, die Abenddunkelheit verbarg den häßlichen Anblick des Hofes, und Jakoba sah schön und froh aus in ihrem hellseidenen Kleide mit ihren heißgeschriebenen Wangen.

Die drohende Wolke von Unfrieden und Groll im engsten Familienkreise schien verscheucht.

20.

Helmuth lag auf dem Sopha im Gartenzimmer. Ein Kissen unter dem Kopf, eine Decke über den Füßen.

Es war an einem Sonntag Nachmittag. Also konnte er zu Hause sein.

Draußen lagerte eine drückende Hitze und hier im geschlossenen Raum war so dumpfe, schwere Luft, daß Helmuth immer wieder mit dem Taschentuch über seine feucht werdende Stirn fahren mußte.

Es war Anfang Juli. Viele Tage hatte die Sonne in kaum je dagewesener Gluth gebrannt und Alles ausgedörrt. Kaum, daß das Wasser aus den Spritzwagen das Pflaster der Straßen berührte, war es auch schon wieder verdampft. Alles schmachtete nach Regen, nach Erlösung von dieser glühenden Pein.

Jakoba saß in einem Sessel, ihrem Gatten gegenüber. Ihr Auge lag in geheimer Sorge auf ihm. Er war blaß und wurde täglich magerer, die Schatten unter seinen Augen täglich tiefer. Matt und müde lag er, wenn er zu Hause war, auf dem Sopha oder den Sesseln herum, aß wenig und war unlustig zu allen Andern.

„Geliebter Helmuth — Dir muß doch irgend etwas fehlen! Sage doch nicht immer nein! Du magerst doch zusehends ab! Das thut man doch nicht, wenn man gesund ist!"

„Aber ich versichere Dir, daß ich über nichts Besonderes zu klagen habe. Vielleicht ist es die ungewohnte Lebensweise, die etwas anstrengende Arbeit, die mich müde macht."

„Daran müßtest Du nun aber doch gewöhnt sein, Lieb. Du bist doch nun zwei Monate auf der Expedition."

„Es kommt eben jetzt erst nach. Die Länge trägt vielleicht die Last."

„Die Arbeit ist doch wohl sehr wenig anregend, sehr monoton?"

„Nun, wie so Rechenarbeiten im Allgemeinen sind. Spaß machen sie selten."

„Kannst Du denn nicht auf einige Tage Urlaub nehmen und Dich ausruhen? Ich ängstige mich um Dich! Du siehst zu elend aus!"

„Wo denkst Du hin? Urlaub! Nachdem ich eben acht Tage zur Hochzeitsreise gehabt habe! Ich kann in meiner jetzigen Stellung überhaupt nicht Urlaub nehmen, ich bin unentbehrlich."

„Und wenn Du nun krank wirst!?"

„Da sei Gott vor!" sagte Helmuth ernst. „Bedenke, daß ich, wenn ich aushalte und meine Leistungen befriedigend sind, im Januar eine Gehaltserhöhung zu erwarten habe, welche uns die Möglichkeit bietet, ein eigenes bescheidenes Heim zu gründen, nachdem Du allerdings die erste große Baarausgabe bestritten hast. Gott Lob, daß Du jetzt wenigstens mit dem letzten Honorar die rückständige Miethe und die anderen Schulden bezahlt hast."

„Und uns doch noch ein Rest in der Hand geblieben ist. Ja, das war eine große Erleichterung. Ich wollte nur, daß ich mit der jetzigen Arbeit erst fertig wäre!"

„Befriedigt sie Dich?"

„Nicht sehr. Ich habe noch nie so schwer, so unlustig gearbeitet, wie jetzt."

„Armes Herz! Kann mirs denken. Aber ich hoffe sehr, daß wir doch davon eine Summe in die Hand bekommen, um endlich einmal nach Hause gehen zu können!"

„Ach Helmuth, nach Hause! Das hat noch gute Weile. Ich bin noch nicht zur Hälfte fertig. Es geht so furchtbar langsam dies Mal."

„Und Du meinst, daß Schmidt den Roman nimmt?"

„Ich glaube wohl" . . . . Ein jäher Donnerschlag ließ sie verstummen. Das Gewitter, das schon Tage lang am Himmel umherzogen, war plötzlich herangeschlichen.

Jakoba stand auf und öffnete das Fenster, schloß es aber

SLUB
Wir führen Wissen.